

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 28.

Man abonniert bei allen
Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 19. Juli 1897.

Vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ Mark.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

43. Jahrg.

Principe Tancredo.

Erzählung von Klaus Rittland.

1. Fortsetzung aus Nr. 26, Seite 314.

Nachdruck verboten.

Seine Besuche schien Tancredo sehr gern zu sehen, nachdem die Scheu, mich in seine Verhältnisse blicken zu lassen, überwunden war. Und ich fand, auch abgesehen von dem Freundschaftsgefühl, das mich zu Tancredo hinzog, ein gewisses neugieriges Interesse an der Beobachtung dieser seltsamen Wirtshaft, einer hohlen Scheinwirtshaft, wie man sie in der italienischen Aristokratie leider nicht selten findet. Prunk nach außen, Aermlichkeit zwischen den vier Wänden. Außer dem kühlen salone besaß eigentlich kein Raum im Palazzo Aldimonte eine ordentliche Einrichtung. Ueberall sah es aus, als sei man gerade im Umzug begriffen und habe nur die notwendigsten Gegenstände noch stehen lassen. Auch die Mahlzeiten waren nichts weniger als fürstlich. Eine große Schüssel dicker Bohnen oder Macaroni bildete gewöhnlich das ganze Menu. Fleisch verirrte sich nur selten in den stattlichen Marmorpalast. Dagegen konnte man die Principeessa und ihre schönen Töchter im Theater stets auf den teuersten Logenplätzen erblicken. Wer diese bezahlte? Häufig wohl Signor Crampucci, häufig auch Cousine Tatjana, wie diese mir einmal anvertraute. Tatjana spielte augenscheinlich im Hause Aldimonte die Rolle einer mildthätigen Kuh. Man nützte sie nach allen Richtungen aus, trug ihre Mäntel, Hüte und Handschuhe, trank heimlich den guten Portwein aus, den sie sich — auf ärztliche Verordnung — selbst hielt, borgte Geld von ihr, das man ihr nie zurückgab, und erlaubte ihr dagegen, für die beiden elenden Zimmer, die sie im Palazzo bewohnte, den doppelten Mietspreis zu zahlen, wie er sonst in Palermo üblich war.

Meistens brachte ich nur die Abende in Tancredos Familie zu. Einmal aber wollte ich ausnahmsweise am Vormittag einen Besuch machen. Kein dienstbarer Geist war zu sehen. Ich trat in den Salon, da mein Klopfen unbeantwortet blieb. Alles leer. Doch aus der halbgeöffneten Thür eines Nebenzimmers drangen Stimmen. Ich näherte mich. Ah, welch anziehendes Interieur! Der große Esstisch inmitten des Zimmers war mit lustigen, hellgelben Batistwolken bedeckt. Olga stand davor und arbeitete mit einer riesigen Schneiderschere wacker in dem lustigen Material herum. Ihre Wangen glühten von Arbeitseifer, und das wirre, krause, rotgoldene Haar umgab ihren Kopf wie ein Heiligenschein. Man vergaß über dieser natürlichen Herrlichkeit ganz den unsauberen Morgenrock mit fehlenden Knöpfen und durchgestoßenen Ellbogen, den sie trug. Ginevra dagegen stand, leicht bekleidet, mit nacktem Hals und Armen vor einem Spiegel und drapierte sich ein Stück Zeug um die Taille. Ihre Haare hingen offen, in schweren, tief-schwarzen Wellen bis über die Hüften herab.

Ich räusperte mich, und die Schwestern blickten auf. „Heilige Jungfrau! Der Herr Konjul!“ rief Ginevra und bedeckte eilig ihren linken nackten Arm mit dem schützenden Kleiderstoff.

Dann schleuderte sie mit einer schnellen, graziosen Bewegung den köstlichen Haarmantel nach vorn und lachte mich dabei allerliebste schelmisch-verwirrt und zugleich ein wenig herausfordernd an. Mit einer demüthig gemurmelten Entschuldigungsphrase zog ich mich in den Salon zurück.

Da erschien Tancredo. „Sie haben die Mädchen in ihrem Allerheiligsten überrast — in der Schneidertube!“ lachte er. „Geschichte Fingerchen haben sie. Das muß man ihnen lassen. Und wie flink sie sind! Gestern haben sie sich den Stoff geholt, und heute abend — das sollen Sie sehen!“ fährt Ginevra schon in dem neuen Kostüm auf die Promenade.

Das imponierte mir; wenn ich bedachte, welch wichtiges, umständliches Ereignis die Anschaffung eines neuen Kleides bei den weiblichen Gliedern meiner Familie daheim bedeutete! Und wie elegant sahen die Schwestern Aldimonte immer in diesen flüchtig zusammengestoppelten Toiletten aus. Etwas gewagt, mehr raffiniert kleid-sam als vornehm, aber stets von malerischer Wirkung.

In diesem Moment erschien Signor Crampucci auf der Schwelle des Salons mit einem bunten Kästchen, augenscheinlich einer Bonbonniere, in der Hand. Bei Tancredos Anblick zögerte er einen Moment, trat dann

aber auf uns zu und fragte nach der Principeessa. „Mama ist nicht wohl,“ antwortete Tancredo kurz.

„Nun, dann finde ich gewiß die jungen Damen!“ Und Crampucci wandte sich nach der Thür zum Nebenzimmer. Tancredo trat ihm jedoch in den Weg: „Meine Schwestern sind nicht zu Hause,“ behauptete er.

Aber in diesem Moment öffnete sich die verräterische Thür, und Olga verwirrt Krauskopf erschien. „Entschuldigen Sie einen Moment, Signor Crampucci, wir kommen gleich!“

„Sie hatten sich also geirrt, lieber Principe!“ sagte der Besucher mit einem maliziösen Lächeln zu dem verdrossen dreinschauenden jungen Hausherrn und warf sich dann, ohne erst eine Aufforderung abzuwarten, in einen ängstlich quietstehenden Fauteuil. Während er sich in höflich interessierten Erkundigungen

nach dem Fortschreiten von Tancredos litterarischer Arbeit erging, freute ich mich im stillen, daß der dürre Neapolitaner nicht fünf Minuten früher gekommen war. Ich begriff Tancredos offen zur Schau getragenen Widerwillen: Crampucci gehörte zu den Personen, die, trotz aller gewandten Manieren, blendend sauberer Wäsche und gut gehaltener Fingernägel, stets den Eindruck machen, als seien sie nicht rein gewaschen, und die, trotz aller aufgewandten Mühe, die Maske des Gentleman nicht recht herausbringen.

Es dauerte nicht lange, da erschienen die jungen Mädchen. Natürlich hatten sie schleunigst Toilette gemacht; Olga strahlend freundlich, Ginevra mißmutig. Das Lächeln, mit dem sie die Bonbonniere in Empfang nahm, die Crampucci ihr überreichte, war sehr bitter süß. „Marrons glacés, Ihr Lieblingskonfekt,



Elegante Sommertoiletten.

Beschreibung S. 343.

Die Krankheit unserer Zeit.

Nachdruck verboten.

Man spricht immer häufiger, immer allgemeiner von der Nervosität unserer Zeit, „unser nervöses Zeitalter“ gehört zu den beliebtesten Schlagworten der Gegenwart. Zum Begriff der Nervosität gehören Hast und Unruhe in den Bewegungen und bei der Arbeit, Empfindlichkeit gegen Sinnes-eindrücke, Schreckhaftigkeit, größere Reizbarkeit und Nengstlichkeit, geringere Widerstandsfähigkeit gegen die kleinen Unbequemlichkeiten des Lebens, wechselvolle Stimmung, Unruhe des Schlafes, das Angegriffensein nach jeder etwas anstrengenden Leistung, die Erregbarkeit des Herzens u. dergl. m.

Aber dies alles ist noch nicht eigentlich Krankheit. Das sind Zustände, die sich leicht ertragen lassen und die sich grade bei hervorragenden und leistungsfähigen Menschen recht häufig finden. Sie bilden nur eine Vorstufe, einen Uebergang zur Krankheit. Zugleich sind sie eine reichlich fließende Quelle für jene Zustände, die schon ausgesprochene Krankheit darstellen. Zu ihnen gehören vor allem diejenigen, die Prof. Erb in einer (bei Köster in Heidelberg erschienenen) Schrift „funktionelle Neurosen“ nennt, d. h. die Erkrankungen des Nervensystems, die sich in seinen gestörten Funktionen auf den verschiedensten Gebieten äußern.

Funktionelle Neurosen sind: die Hysterie, die vordem hauptsächlich eine Krankheit der Frauen war, neuerdings aber auch bei Männern in steigender Häufigkeit beobachtet wird; ferner die Hypochondrie mit ihrer gedrückten Gemütsstimmung, ihrer Furcht vor schwerem Erkranken, ihrer falschen und pessimistischen Deutung aller möglichen körperlichen Empfindungen und Zustände; endlich die Neurasthenie mit ihrer Reizbarkeit, Schwäche und leichten Erschöpfbarkeit auf allen Gebieten des Nervensystems, mit ihrer lähmenden Einwirkung auf jede Art der Bethätigung und Leistungsfähigkeit.

Die häufigste und wichtigste dieser drei Neurosen, neben denen es noch andre giebt, ist die Neurasthenie; sie ist die Nervosität in erster Linie. Das Wort bedeutet Nervenschwäche, aber nicht diese allein macht das Leiden aus; charakteristischer noch ist die Erschöpfbarkeit des Neurasthenikers, seine Unfähigkeit, eine bestimmte geistige oder körperliche Leistung ausdauernd und wiederholt zu vollführen, und endlich die gesteigerte Erregbarkeit seines Nervensystems. Alle diese Erscheinungen sind aus normalen Verhältnissen jedermann bekannt und geläufig; zur Neurasthenie werden sie erst, sobald sie in gesteigertem Maße vorhanden sind, bleibend bestehen und sich schon bei geringfügigen Veranlassungen zeigen.

Hat z. B. der Gesunde einen großen Marsch oder eine anstrengende Bergtour gemacht, so ist er müde und erschöpft, aber diese Ermüdung schwindet nach genügender Ruhe vollständig; erscheint sie jedoch schon bei ganz geringer Anstrengung oder selbst ohne eine solche und weicht sie trotz längerer Ruhe nicht oder nur unvollständig, so ist das krankhaft.

Nach starken geistigen Anstrengungen, schweren Gemütsbewegungen, Aufregungen oder Nachtwachen kann bei jedem ein Zustand geistiger Ermüdung, Denkfähigkeit und Willenserschließung, verbunden mit Druck und Schmerz im Kopfe, eintreten. Der Gesunde überwindet dies bald; geschieht das aber nicht, so ist der Zustand krankhaft.

Wenn schwere Sorgen, Kummer u. s. w. dem Gesunden einmal den Schlaf rauben, so ist das ganz natürlich; flieht aber der Schlaf andauernd einen Menschen, der nichts von alledem zu erdulden oder doch nur eine geringfügige Erregung gehabt hat, so ist das ohne Zweifel krankhaft.

Wenn jemand auf schwindelndem Steg oder beim Fahren mit wilden Pferden auf gefährlicher Straße oder inmitten der Blitze eines Hochgebirgsgewitters Todesangst empfindet, so fällt das selbstverständlich niemandem auf; wenn ihn aber dieselbe maßlose Angst schon überfällt, sobald er nur über eine etwas schmale Straße oder einen menschenleeren Platz gehen soll oder in der Ferne ein Gewitter entdekt oder hört, daß mit Böllern geschossen wird, so sehen wir das mit vollem Rechte als ein Zeichen von Krankheit an.

Der Neurastheniker kann zunächst fast alles machen wie ein Gesunder, aber er ermüdet sofort und wird die Erschöpfung nicht mehr los. Zudem empfindet er alle Reize in gesteigertem Maße, und das wirkt wieder verschlimmernd auf seine Ermüdung zurück.

Die Neurasthenie ist demzufolge eine krankhafte Steigerung und Fixierung der Ermüdung, verbunden mit vermehrter Reizbarkeit, und das für solche Zustände gemeinhin gebrauchte Wort „reizbare Schwäche“ deckt diesen Begriff ziemlich gut. Die notwendige Folge davon ist verminderte Leistungsfähigkeit.

Da diese Zustände sich in allen Teilen des Nervensystems, am Gehirn, am Geist und Gemüt, an den Sinnesorganen, am Rückenmark und an den Nerven, in den Apparaten der Blutzirkulation und der Verdauung, kurz überall im Körper einstellen können, da sie ferner durchaus nicht immer gleichzeitig über alle jene Organe verbreitet sind, so folgt hieraus eine geradezu unergründliche Mannigfaltigkeit des Symptomenbildes der Neurasthenie.

In den letzten Jahrzehnten ist unzweifelhaft eine erhebliche Zunahme dieser Krankheit eingetreten, und zwar in allen Schichten unserer Gesellschaft. Auch unter den Aerikern ist das Uebel heute viel weiter verbreitet als früher. Ueberall zeigt es sich in erschreckender Häufigkeit: bei der heranwachsenden Jugend ist die Zahl seiner Opfer ebenso wie im blühendsten und leistungsfähigsten Alter im Wachsen. Jedenfalls vereinigen sich zahlreiche Einzelthatsachen und eine Reihe von Gründen in fast zwingender Weise zu dem Schluß, daß die Nervosität gegen das Ende unsres Jahrhunderts ganz außerordentlich zugenommen hat.

Die Neurasthenie ist vorwiegend eine Erkrankung derjenigen, die ihren Lebensunterhalt mit geistiger Arbeit irgendwelcher Art gewinnen und die in ihrem Berufsleben oder auch aus Neigung sich übermäßiger geistiger Arbeit aussetzen. Geistige Ueberanstrengungen und Ueberbürdung im Beruf sind wohl die wichtigsten direkten Ursachen der Neurasthenie.

Schon in unserer Jugend spielen sie eine große Rolle; die vorzeitige und übermäßige Belastung des kindlichen Gehirns, wie sie besonders den höhern Schulen zum Vorwurf gemacht wird, die vielen in oft ungenügend oder schlecht gelüfteten Räumen verbrachten Schulstunden, die Vernachlässigung der Ruhepausen und der körperlichen Ausbildung sind



Rebellion in der Kinderstube.

Mit Originalzeichnung von René Reinick.

Nachdruck verboten.

Heut ist mit dem linken Fuß Wohl mein Junge aufgestanden? Bietet keinen Morgenkuß, Niemand ist für ihn vorhanden.

Immer brav sein ist zu schwer! Artig alle, alle Tage? Nein, das mag er jetzt nicht mehr, Es ist gar zu arge Plage.

Ungezogen will er sein, Schreien und Spektakel machen, Sagt zu allem stürmisch: Nein! Und zerstört die eignen Sachen.

Bis zum Jammerwinkeln neckt Er den Hund; Mamachens Rose Wird zerpfückt, und heimlich leckt Er aus ihrer Zuckerdose.

Pfötzlich sieht er den Papa — Der hält sich nicht auf mit Fragen, Klipp und Klapp! Wie ihm geschah, Weiß das Bübchen nicht zu sagen.

In der dunklen Ecke steht's, Sehr betroffen, ohne Klage, Nur ganz leise schluchzend steht's: „Brav sein will ich alle Tage!“

Immer artig sein ist schwer — Ja, das wissen auch die Großen, Süßer Zucker lockt so sehr, Und so leicht kann man erbosen.

Doch der Vater ist nicht weit — Dunkle Winkel giebt's auf Erden, Dort läßt seinem Kind er Zeit, Still und wieder brav zu werden.

Amelie Godin.

Schädlichkeiten, die besonders an den schwächer veranlagten Individuen ihre schlimmen Einflüsse äußern. Das gilt in gleichem Maße für die Knaben- wie für die immer zahlreicher werdenden höhern Mädchenschulen.

Eine der wichtigsten Vorbedingungen für das Entstehen der funktionellen Neurosen, vielleicht die wichtigste, ist die nervöse Disposition oder die neuropathische Belastung. Man versteht darunter die in zahlreichen Familien vorhandene, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzende und nicht selten steigende Geneigtheit zu nervösen Erkrankungen. Sie spielt eine ganz hervorragende Rolle bei der Neurasthenie und vertritt sich schon im frühen Kindesalter durch aufgeregtes Wesen, durch große und oft einseitige Begabung, unruhigen Schlaf, Neigung zu Kopfschmerz und Migräne u. s. w.

Die Ursachen der Nervosität sind in unserm modernen Dasein in gesteigertem Maße gegeben. Zu dem bereits Angeführten kommen: die zunehmenden Schwierigkeiten im Existenzkampf; dabei das Anwachsen der Bedürfnisse des Einzelnen; die Ausbreitung des Luxus auf Bevölkerungsschichten, die früher ganz unberührt davon waren; die allgemeine Hast im Handel und Wandel, die selbst die Erholungsreisen zu Strapazen für das Nervensystem werden läßt; die religiösen und sozialen Kämpfe; das raffiniertere gewordene Leben in den großen Städten mit seinen stark gewürzten Genüssen; die Beschäftigung eines Teils unsrer jüngsten Literatur mit Problemen, die die Leidenschaften aufwühlen, Genußsucht und Mißachtung der bisherigen ethischen Grundsätze fördern; ferner die zum Teil recht aufdringliche und lärmende moderne Musik, die alle unsre Sinne aufregenden Darstellungen der Theater, die häufige Vorliebe der bildenden Künste für Abstoßendes und Sensationelles u. s. w.

Demzufolge ist es eine der heutigen Kulturhöhe würdige Aufgabe, mit wohlbedachten Maßnahmen dem Fortschreiten dieser verderblichen Zeitkrankheit Einhalt zu thun. Eine Hygiene des Nervensystems muß vor allem das Augenmerk auf das heranwachsende Geschlecht, auf die körperliche und geistige Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren und demnachst namentlich auf die Ausbildung der Jugend in den Schulen richten!

Die erste Pflege der Kinder liegt in den Händen der Familie, ganz besonders der Mutter, und hier kann durch ein verständiges Verfahren, durch ein unter Anleitung des Arztes streng durchzuführen Regime in Bezug auf Ernährung, Bewegung, Schlaf, Luftgenuß, Fernhalten von schädlichen Reizen, von verfrühter geistiger Anstrengung u. dergl. sehr viel geschehen. Hier hat die Belehrung der gebildeten Volkskreise, die Unterweisung der Mütter, das Eingreifen des Hausarztes in neuropathisch belasteten Familien ein weites und dankbares Feld der Wirksamkeit.

Nach der andern Richtung hin ist die Schulhygiene im weitesten Sinne des Wortes auszubilden. Der wichtigste Grundsatz ist unzweifelhaft: richtige Abwechslung zwischen Arbeit und Erholung!

Denn das wachsende jugendliche Gehirn bedarf in noch weit höherem Grade als das fertig gebildete in bestimmten Zwischenräumen des Ausruhens, des Schlafes, sowie der ausreichenden körperlichen Bewegung im Freien.

Neben den Forderungen der geistigen Schulung muß den Ansprüchen der körperlichen Ausbildung und des Schutzes des Nervensystems vor Schädlichkeiten ihr volles Recht gewahrt bleiben. Der Lernstoff muß auf das unbedingt nötige Maß beschränkt, in der Zahl und Aufeinanderfolge der Lehrstunden, in der Methodik des Unterrichts muß alles vermieden werden, was zu einer Ueberanstrengung des Nervensystems, zu dessen Ermüdung und Erschöpfung führen kann.

Besonders erscheint uns die herrschende „klassische“ Schulbildung vielfach als eine recht unnötige Verübung mit Vergangenenfragen; die meisten syntaktischen Feinheiten der alten Sprachen dürften heute wohl ebenso entbehrlich sein wie z. B. die von unsern Gymnasialisten zur Zeit noch geforderte eingehende Kenntnis der Centurienverfassung des sagenhaften Servius Tullius und anderer Lernstoffe, die gegenwärtig nur noch als überflüssiger Ballast empfunden werden.

Das beste Gegenmittel für alle Schädigungen, die aus dieser Ueberanstrengung entstehen, ist die gewissenhafteste Pflege der körperlichen Ausbildung, durch Pausen im Unterricht, Bewegung im Freien, Turnen, Bergsteigen, Radfahren, Rudern, Schwimmen, Schlittschuhlaufen u. s. w.

Bei der nicht selten vorhandenen erblichen Veranlagung ist schon früh darauf zu achten, daß die Nerven geschont werden, und, um sie zu stärken, muß eine vernünftige Erziehung, eine stete Abwechslung zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Schulung des Geistes und Kräftigung des Körpers eintreten. Geboten sind nahrhafte Kost, Abhärtung durch kühle Bäder, gute Luft. Unterjagt dagegen ist alles, was dazu dienen kann, Kinder, die nervös veranlagt sind, zu verweichlichen oder ihre Sinnlichkeit zu früh zu wecken, wie aufregende Lektüre und frühzeitige Tanzvergügnungen.

Die ersten Anfänge von Nervenkrankheiten bei solchen neuropathisch belasteten Kindern zeigen sich in gewissen Uebererschwinglichkeiten und Excentricitäten. Diese lassen sich nur dämpfen, indem man den Kindern Rührigkeit, Gemütsamkeit und Gehorsam beibringt und sie in kleinen Dingen entzagen lehrt.

Bei dem hervorragenden Einfluß der Frauen und Mütter auf das geistige und körperliche Wohl der Generationen sollte der Ausbildung der Mädchen zu ihrem wichtigsten Beruf, Hausfrauen, Mütter und Erzieherinnen ihrer Kinder zu sein, viel mehr Sorgfalt gewidmet werden, als es bisher geschieht, besonders durch Belehrung und Unterweisung in allem, was Kinderpflege und Erziehung betrifft.

Jeder aber, der sich nervös fühlt, hat vor allem seine falsche, die Nerven schwächende Lebensweise zu ändern und auf strengste Aufregungen aller Art, wie auch übermäßige Anstrengungen des Körpers und des Geistes zu vermeiden. Eine etwa eingetretene Ernährungsstörung ist durch Luftveränderung, Ruhe und kräftige, dabei reizlose Kost zu beseitigen. Häufigere Mahlzeiten, etwa alle zwei bis drei Stunden, sind den drei üblichen vorzuziehen; Mäßigkeit im Genuß des Thees, des Kaffees und aller alkoholischen Getränke zu empfehlen. Und auch wenn man sich wieder gesund fühlt, achte man jederzeit darauf, Arbeit und Erholung im richtigen Wechsel und steten Gleichgewicht zu erhalten.

G. D.

Der Stadtkretär Wohlgenuth und seine Frau waren ein Musterehepaar. Man durfte sie nur ansehen, um zu wissen: das waren Gatten, die innig mit und ineinander lebten. Das Einzige, was ihrer Ehe fehlte, war der Kindersegen; aber dieser Mangel machte nur, daß sie sich noch fester aneinander schlossen.

Ihre Vorgeschichte war idyllisch und rührend wie ihr Eheleben. Sie hatten einander sehr jung kennen gelernt: er war Hauslehrer in einer adligen Familie, die den Sommer in ihrem Landhause an der See zuzubringen pflegte; sie war Kindergärtnerin im Hause eines vermögenden Kaufmanns, der für die Ferienzeit mit den Seinen das Erdgeschloß jenes Landhauses bewohnte. Die nahe Nachbarschaft brachte die beiden jungen Leute häufig zusammen, die stille, große Natur that das ihre, und es dauerte nicht lange, so waren Ewald und Traudchen einig, daß sie einander ganz und für immer angehörten.

Ewald war Philologe und seinem Beruf mit Eifer und Leidenschaft ergeben. Bisher hatten alle seine Gedanken und Zukunftspläne diesem angehört; jetzt aber trat ein andres an seine Stelle. Er hatte nur noch das Verlangen, die Geliebte so bald wie möglich in ein eignes Heim zu führen. Er wandte sich an einen alten Verwandten, der dem Neffen ebenso zugehen wie der Schulmeisterei abhold war, und mit dessen Hilfe gelang es Ewald, eine städtische Anstellung als Sekretär mit einem für bescheidene Ansprüche auskömmlichen Gehalt zu erlangen. Ohne Bedenken hängte er die Philologie an den Nagel: er hatte seine liebe Frau in ihrer beiden eigenem Heim — was fragte er nach allem andern in der Welt!

„Jung gefreit hat niemand gereut.“ Das Wort sollte sich an ihnen bewahrheiten. Ewald entdeckte immer neue Reize in dem Ehestand. Er war im Grunde nicht materiell veranlagt; aber er lernte doch ein wohl zubereitetes Mittagessen, ein behaglich eingerichtetes Zimmer würdigen, und Traudchen besaß ein entschiedenes Talent, beides mit geringen Mitteln herzustellen. Mit der Zeit durften sie sich größere Ansprüche an Wohlleben gestatten. Ewalds Gehalt stieg, der Onkel starb und hinterließ dem Neffen eine nicht unbedeutende Summe.

So sacht und gleichmäßig flossen ihre Tage hin, daß es sie fast überraschte, als sie fanden, daß sie nunmehr schon fast zwanzig Jahre verheiratet waren. Anzusehen war es ihnen nicht; wenn auch Traudchens ursprüngliche Zierlichkeit einer ziemlich ansehnlichen Fülle gewichen war und Ewalds Haar anfang zu ergrauen, so hätte doch jeder sie sicher für zehn Jahre jünger, etwa für Ende Dreißiger gehalten.

Es war im Sommer, und Ewalds Urlaubszeit rückte heran. Sie hatten seit einiger Zeit in jedem Jahre eine kleine Reise nach irgend einem beliebigen Sommeraufenthalt gemacht. Diesmal hatte Ewald einen besondern Plan. Immer größere Sehnsucht war über ihn gekommen, immer stärkeres Verlangen, aus den Erinnerungen seiner Jugend sich einen Feiertag zu machen.

„Was meinst du,“ sagte er, „wenn wir einmal nicht dem allgemeinen Strom der Reisenden folgten, sondern in diesem Sommer nach so langer Zeit —“

Traudchen hatte schon verständnisvoll genickt, jetzt fiel sie ihm ins Wort: „Wenn wir wieder einmal nach Seeberg gingen, nicht wahr?“

Seeberg hieß jener Landsitz, wo sie sich vor gerade zwanzig Jahren kennen gelernt und verlobt hatten.

„Ob ich nicht denselben Gedanken hatte, Ewald!“
„Wie immer!“ rief er. „Nicht wahr? Ehe wir ganz alt werden, besuchen wir den lieben, alten Ort.“

In den nächsten Tagen begaben sie sich auf ihre Pilgerfahrt. Sie machten sich darauf gefaßt, wenig mehr als die Spuren ihres einstigen Paradieses zu finden. Die Besitzung war längst an einen andern Zweig der Familie übergegangen, und ganz in der Nähe war ein rasch aufblühender Badeort entstanden. „Thut nichts,“ sagten sie. „Wir beide sind ja in der Hauptfache unverändert; darauf allein kommt es an.“

Es berührte sie doch eigentümlich, als sie auf der Eisenbahn dem Badeort zufuhren; zu ihrer Zeit hatte jene Gegend nur Postverkehr gekannt. Sie stiegen aus und sahen sich verwundert um. Wo vordem einzelne Fischerhäuser verstreut lagen, erhoben sich zierliche Villen mitten im buntesten Bade-

die Wege harfte. Auf Ewalds Frage, ob es gestattet wäre, den Garten anzusehen, antwortete er: „Gehen Sie nur immerzu; es ist niemand von den Herrschaften hier.“

Sie gingen, stumm und leise zuerst, als fürchteten sie etwas Schlafendes aufzuwecken.

Allmählich fand Traudchen die Sprache wieder und wurde immer lebhafter. „Ist es dir nicht, als könnte es garnicht wahr sein, Ewald? Zwanzig Jahre sind vergangen, seit wir hier waren; draußen ist eine ganz neue Welt entstanden, und hier ist alles wie damals! Da ist die Bank noch, auf der wir manchmal am Morgen saßen, da noch der Rasen, auf dem die Kinder spielten, und hier unsre liebe, alte Laube, in der wir uns verlobten! — Aber du bist so still und verträumt; siehst du denn das alles nicht?“

„Ich sehe alles,“ sagte er leise.

Er sah wirklich alles, was sie sah, und noch mehr, und das machte ihn still und verträumt. Er sah einen jungen Mann mit einem warmen Herzen für seinen Beruf, den er hoch und heilig hielt, mit glühender Liebe für alles wahrhaft Große und Schöne, einen jungen Mann, dessen Brust von Plänen geschwellt war, wie er jede Fähigkeit, die in ihm lag, zum Besten seiner Mitmenschen anwenden wollte. Und dieser junge Mann blickte ihn mit ernst, traurigen Augen an, als wollte er ihn fragen: „Was hast du aus mir gemacht?“

Ewald strich sich mit der Hand über die Augen. „Es wird Nacht, glaube ich,“ sagte er mit heiserer Stimme, „und ich meine, wir dürfen nicht länger in dem fremden Garten bleiben.“

Sie gingen hinaus; Traudchen war still geworden und sah von Zeit zu Zeit verstohlen zu ihm auf. Das that ihm leid; er fing irgend ein gleichgültiges Gespräch mit ihr an, aber es war ihm, als redete etwas Fremdes aus ihm, und er verstummte bald wieder.

Sie übernachteten in dem Badeort und kehrten am folgenden Morgen nach Hause zurück, keines von ihnen hatte Lust zu einer weiteren Reise. Ewald hoffte, daß er in der gewohnten Umgebung sein Gleichgewicht wiederfinden würde. Aber er irrte sich, der junge Mann, der, wie von den Toten auferstanden, vor ihn getreten war, verfolgte ihn auch hier und ließ ihm keine Ruhe. Unaufhörlich fragten ihn die großen, traurigen Augen: „Warum hast du mir das gethan?“

Hatte er sein Eheglück nicht vielleicht doch zu teuer bezahlt, indem er sein eigenes, besseres Selbst aufgab? Er schreckte bei dem Gedanken zusammen, aber er kam immer wieder darauf zurück. Freilich, er hatte seine Frau glücklich gemacht,

und sich selber in gewissem Sinne auch. Nur daß er es fortan nicht mehr war, während sie ahnungslos in ihrem ruhigen Glück weiter lebte. Seine Frau! Zum erstenmal dachte er an sie ohne ein zärtliches Lächeln. Sie war glücklich, ja, sie hatte nichts ausgegeben, sie hatte nichts zu vermissen. „Ein Herz und eine Seele!“ Sie waren es vielleicht gewesen, aber sie waren es nicht mehr, konnten es nicht mehr sein. Sie sollte es nicht erfahren; er wollte diesen Schmerz neben dem andern für sich allein tragen. Wozu würde auch ein Aussprechen führen? Sie würde ihn ja doch nicht verstehen — das gute Traudchen! dachte er mit mittelidigem Lächeln.

Aber ob Traudchen ihn nun verstand oder nicht, sie beobachtete, daß er seit ihrer Heimkehr still und in sich gefehrt war, und machte sich ihre Gedanken.

Eines Abends trat sie zu ihm in sein Zimmer, wo er ganz gegen seine sonstige Gewohnheit in trüblichem Nichtsthun vor sich hin starrte. „Ewald,“ sagte sie, setzte sich zu ihm und nahm seine Hand zwischen die ihren, „dich quält etwas, und du willst es nicht aussprechen. Das ist nicht recht, wozu bin ich deine Frau? Ich weiß, wo es über dich kam. Es war in Seeberg, in dem alten Garten. Darf ich dir sagen, was es ist?“



Jägermizl. Originalzeichnung von Professor Hans Fehner.

Photographieverlag von Brack u. Keller in Berlin.

leben. „Ich habe gar keine Vorstellung, wo unser altes Haus gestanden hat,“ wehlagte Traudchen.

Ewald befragte einen Mann und erhielt die gewünschte Auskunft: das alte Seeberg, das dem neuen Badeort seinen Namen hatte leihen müssen, lag etwa zehn Minuten von letzterem entfernt.

Sie gingen Arm in Arm durch allerlei ihnen fremde Anpflanzungen hin. „Wenn ich wüßte, daß das alte Haus nicht mehr da ist, möchte ich lieber gleich umkehren,“ sagte Traudchen bellommen.

Sie traten aus dem jungen, aber dichten Walde heraus; quer an ihnen vorüber führte ein Weg zur See, und jenseits des Weges lag der Garten und in ihm das alte Haus. Sie blieben stehen wie in einem Traume festgebannt und falteten die Hände. Und glücklich sagte Traudchen: „Lieber Gott, das ist ja noch ganz wie vordem.“

Ja wohl! Da war das alte graue Haus mit seinem Schindeldache und den Kastanien davor, und dort lief wie vordem die Lindenallee hin. Sie sahen einander mit feuchten Augen an und drückten sich die Hände. Ein Thor stand offen, auch wie vordem.

Sie traten ein und trafen auf einen Mann, der schläfrig



Holländisches Fischerdorf.

Er hatte überrascht, verlegen zu ihr aufgesehen, jetzt nickte er mit einem trüben Lächeln und starrte alsdann wieder sinnend vor sich hin.

„Sieh,“ fuhr sie fort, „als wir heirateten, waren wir beide so jung, und ich zu unerfahren und auch wohl zu glücklich, als daß ich nachgedacht hätte, ob du auch recht thatest. Als ich daran dachte, war es zu spät. Du hattest längst daran gedacht; wie war das anders möglich, da du so mit ganzer Seele an deinem Lehrerberuf hingest? Ich weiß längst, du hast dich manchemal danach zurückgesehnt; aber als der gute, prächtige Mann, der du immer gewesen, hast du mich nichts davon merken lassen, ja, nicht einmal dem Gedanken Raum gegeben, daß die Schuld nicht zum kleinsten Teil auf meiner Seite lag. Ich habe dir im Herzen dafür gedankt, heute kann ich dir in Worten danken.“

Er senkte den Kopf tief, um die Röte zu verbergen, die ihm ins Gesicht stieg.

„Du hast dein Leid tapfer getragen, Ewald. Aber es ist etwas andres, was dir fehlt. Im Garten von Seeberg hast

du empfunden, welch Schatten auf unserm Eheleben liegt: wir haben keine Kinder.“

Ihre Stimme zitterte, und sie mußte ein wenig innehalten, ehe sie weiter sprechen konnte. „Dort hast du an die Jugendideale zurückgedacht, die dich im Laufe der Jahre verlassen, hast sie vergebens zurückzuwinken gesucht und hast mit einmal gesehen, wie leer deine Gegenwart und deine Zukunft ist — schüttle nicht den Kopf, Ewald, ich sah dein erschrockenes Gesicht — nichts neben dir als eine alternde Frau, die dir garnicht helfen kann, wenn es ihr auch bitter weh thut, daß du jetzt fühlst, wie traurig es ist, kinderlos zu sein!“

„Darum also hast du getrauert?“ fragte er erregt, „und ich habe es nicht gewußt? Wie konnte ich so selbstfüchtig sein zu glauben, dir allein fehle nichts zu deinem Glück? Habe ich keine Augen gehabt, daß ich erst jetzt den Blick verstehe, mit dem du so oft anderer Leute Kinder betrachtetest? Du hast deinen Kummer und deine Sehnsucht alle die langen Jahre hindurch still und tapfer getragen — und ich war so unmännlich, so feige —“

Sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Schilt dich nicht, bitte. Was konnte ich mir Besseres anthun, als meinem Mann, der nichts hat als mich allein, ein möglichst behagliches Heim mit einer frohen, glücklichen Frau darin zu bereiten? Und glücklich bin ich immer gewesen und werde es bleiben, wenn du mir nur erlauben willst, dein Leid zu tragen.“

Er zog ihren Kopf fest an seine Brust und beichtete treulich, was alles ihm seit jenem Tage durch Hirn und Herz gegangen war. Er verschwieg nichts, beschönigte nichts. „Und nun Traudchen?“ fragte er zum Schluß.

Sie küßte ihn leise und sah ihn, noch mit Thränen in den Augen, aber mit einem guten, ruhigen Lächeln an. „Ein Herz und eine Seele, nicht wahr, Ewald?“

„Mehr denn je,“ entgegnete er innig. Sie saßen still bei einander, und jedes wußte, wo das andre mit seinen Gedanken war: in jenem Paradiese, das ihnen auch in grauen Haaren erhalten blieb.

befah, hat sie eine Bewegung hervorgerufen. Elisabeth Fry, Florence Nightingale, Josephine Butler, Harriet Beecher-Stowe, Frederika Bremer, Camilla Collet u. a. sind Beispiele dafür.

Ich hätte nicht mit so vielen Worten auf die weibliche Kraft, die noch ihrer vollen Befreiung harret, hinweisen müssen, wenn nicht die Geschichte ihrer Entwicklung die Wahrheit von Feuerbachs Ausspruch bekräftigte: die einfachsten Wahrheiten sind es, auf die der Mensch immer am spätesten kommt

Dieselbe weibliche Kraft ist es, die die Menschheit, obgleich des ganzen Inhalts ihres Kultus unbewußt, jedes Weihnachtsfest in der Gestalt einer jungen Mutter mit dem erstgeborenen Sohne im Arm anbetet.

Neue Liebe.

Nachdruck verboten.

Hochsommernacht! Noch schwält in dunklen Wäldern Des Tages Glut, der sonnenschwer verblüht.

Herbstregentag! Ave Maria läutet, Der Bauer zieht den Hut, bekränzt sich.

Carry Brachvogel.

Unsre Nahrungsmittel.

Nachdruck verboten.

Natur- und Kunstbutter.

Die Butter ist das durch Schlagen zusammengeballte Fett der Kuhmilch. Dieses ist in Form feinsten, von einer flüssigen Serumhülle umgebenen Kügelchen darin vorhanden.

Es war beabsichtigt, in dem deutschen Gesetz gegen Verfälschung der Nahrungsmittel auch das Färben der Butter ganz zu verbieten, weil ihr dadurch der Ansehen einer besseren Beschaffenheit verlihen würde.

Das hauptächlichste Färbemittel für Butter ist der Orleans- oder Anatto-Farbstoff, der aus dem Fruchtfleisch der tropischen Bixa Orellana hergestellt wird.

Im nördlichen Europa und überall da, wo Butter für längere Haltbarkeit hergestellt wird, legt man ihr Salz hinzu. Hierdurch erreicht man einmal eine vollkommene Entfernung der Buttermilch.

Der Fettgehalt der gewöhnlichen Butter beträgt im Mittel

83 Prozent, der Wassergehalt 14 Prozent. Von einer guten Butter ist zu verlangen, daß sie mindestens 80 Prozent Fett und nicht mehr als 15 Prozent Wasser enthält.

Jede Butter fällt im Laufe der Zeit der Zerlegung anheim, eine Erscheinung, die auf dem Freiwerden von Fettsäuren, namentlich Butteräure, beruht.

Die echte Naturbutter, d. h. diejenige, die nur aus Kuhmilch bereitet wurde, besitzt vor allen andern Fetten gewisse Vorzüge, die sie zu der Verwendung als Nahrungsmittel besonders geeignet erscheinen lassen.

Die erste Anregung zur Fabrikation der Margarine gab Napoleon III., indem er kurz vor dem Kriege 1870 einen Chemiker mit Versuchen zur Herstellung eines billigeren Butterersatzmittels beauftragte.

Die Bereitung der Margarine geschieht da, wo nur Rindertalg verarbeitet wird, derart, daß das Fett zerkleinert, mit Wasser unter Zusatz von Pottasche und Schweinemagen bei 45 Grad ausgelassen, nach Weigabe von etwas Salz geklärt und dann bei etwas niedrigerer Temperatur stehen gelassen wird.

Nicht immer aber wird zur Herstellung der Margarine nur bester Rindertalg verarbeitet, oft dienen auch unfaubere, verdorbene Fette dazu, und außerdem giebt es eine Reihe von Kunstbutterarten, die neben tierischen auch Pflanzenfette enthalten.

Seit einigen Jahren wird noch eine Kokosnussbutter in den Handel gebracht, nachdem man gefunden hatte, daß gewisse, den Geschmack sehr unangenehm beeinflussende Stoffe des aus der Kopro, dem Samen der Kokospalme, gepreßten Fettes durch Behandlung mit Alkohol zu entfernen sind.

Andere Butterarten, wie die Shea- oder Ziebutter, aus dem Samen von Butyrospermum, sowie aus Balsearten gewonnen, und das aus dem Samen einer am Niger heimischen, in Sierra Leone kultivierten Polygala (Kreuzblumen-) Art erhaltene butterartige Fett „Malukani“ besitzen keine allgemeine Bedeutung

Dr. Th. Waage.

Elegante Sommertoiletten.

(Hierzu Titelbild S. 337.)

Die erste sehr hübsche Toilette besteht aus einem Rock von weißgrundiger, mit großen rosa Mustern überstreuter Louisiaseide und einer einfarbigen rosa Blusentaille mit kurzem, faltigem Schößchen, dessen Ansatz ein faltiger, mit Straphänalle geschlossener rosa Seidengürtel deckt.

Für etwas ältere Damen passend ist die zweite Toilette aus schwarzer Seide, deren glatter Rock mit vier Volants aus breiter, schwarzer Seidentüllspitze bedekt ist.

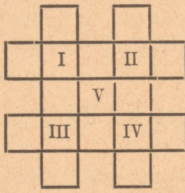
Bezugquelle: Berlin, Herrmann Gerson.

Dreisilbige Scharade.

Das höchste Glück, die schwerste Pein Die schiebt die erste Silbe ein. Die beiden letzten geben an Ein Maß, das längst schon abgethan.

H. B.

Füllrätsel.



Zu verwenden sind die folgenden Buchstaben: 2 a, 1 d, 1 e, 1 g, 1 m, 1 n, 3 o, 2 r.

Auflösung der Litteraturtafel S. 319.

Table with 2 columns: Föhrer, Leiter und Schwert; Goethe; Cgmont; Nathan der Weise; Attia Troll; Uarda.

Auflösung des Rätselbistichons Seite 319.

Minna, Jnn.

Auflösung des Rebus Seite 319.

Eine Ameise.

Wirtschaftspaulereien.

Verstellbarer Gartenschirm zum Schutz gegen die Sonne. Der neue Sonnenschirm, den unsre Abb. 1 veranschaulicht, kann an jeder Stelle des Gartens, Balbes oder Strandes aufgestellt werden.



1.

sammengebonden, wie aus Abb. 2 ersichtlich; es ist in dieser Gestalt nur 63 cm hoch und wiegt 650 g. Der vollständige Schirm hat also nur 1,350 Kilo Gewicht, sodaß man ihn bequem auf Reisen mitnehmen und verpacken, sogar auf Spaziergängen mit sich führen kann.

Bezugquelle: Magazin des k. u. k. Hoflieferanten G. Cohn, Berlin, SW. Leipzigerstr. 88.)



2.



3.

Charlotte Wolter. †

Nachdruck verboten.

It der am 14. Juni d. J. in Wien verstorbenen Charlotte Wolter ist die größte deutsche Schauspielerin der Gegenwart dahingegangen. Fünfunddreißig Jahre hindurch war „die Wolter“ der Stern des Wiener Burgtheaters, dessen weltbedeutende Bretter sie am 12. Juni 1862 als „Iphigenie in Tauris“ zum erstenmale betrat. Als schwere Krankheit sie vor etwa einem Jahre zwang, von der Bühne Abschied zu nehmen, hatte ihr Ruhmeskranz kaum noch ein Blatt verloren; vielmehr hatte sie erst kurz zuvor auf einem ganz neuen Gebiet ihren ersten großen Erfolg errungen: in Felix Philipps „Dornenweg“, in dem sie eine mater dolorosa in schneeweißem Haare spielte. Ihr erster großer Erfolg auf diesem neuen Gebiete sollte zugleich ihr letzter sein. Sie erkrankte bald darauf und siechte lange dahin, mit ihrer alten heroischen Kraft monatelang gegen den Tod ankämpfend, bis er endlich auch sie überwunden hat.

Charlotte Wolter war am 1. März 1834 in Wien am Rhein als das Kind armer Eltern geboren. In ihrem sechzehnten Lebensjahr sah sie zum erstenmale eine Schauspielvorstellung und faßte, mächtig davon ergriffen, ihren Entschluß für das Leben. Gegen den Willen der Eltern widmete sie sich der Bühne, trat zuerst bei einem kleinen Provinztheater ein und ging dann nach Oesterreich und Ungarn, wo sie alle Leiden und das ganze entbehrungsreiche Leben einer Wanderschauspielerin durchkostete. Als sie am Wiener Kartheater und in Brünn spielte, wurde man auf sie aufmerksam. Laube, der Leiter des Burgtheaters, und Chérie Maurice in Hamburg waren die ersten, die ihr großes Talent erkannten. Nach dem Aufsehen erregenden Erfolge, den sie im Sommer 1861 am Berliner Viktoriatheater als Hermione in Shakespeares „Wintemärchen“ erzielte, wurde sie im Herbst desselben Jahres nach Hamburg engagiert. Schon im nächsten Jahre holte sie Laube ans Burgtheater, und hier schuf sie im Lauf der letzten 35 Jahre alle jene Musterleistungen, die ihren Ruhm in die ganze Welt getragen haben. Ihre Phädra, ihre Adrienne Lecouvreur, Maria Stuart, Iphigenie, Orsina, Lady Milford, Messalina, Thuisnela u. s. w. sind seitdem zwar von vielen nachgeahmt worden, erreicht aber hat die Wolter noch keine der Jüngerin.

Als sie im Sommer 1887 ihr fünfundsingzigjähriges Jubiläum als Wiener Hofschauspielerin feierte, hielt der bekannte Feuilletonist Ludwig Speidel über die Festspreche, in der er eine treffende Charakteristik der großen Künstlerin gab: „Wie der Salamander nach der Sage im Feuer, so lebt sie in der Leidenschaft; das Trauerspiel ist ihre Heimat, der Kampf auf

Leben und Tod ihr eigentliches Element; da besitzt sie wahrhaft aufreizende und hinreißende Gebärden, Worte, die wie Blitze einschlagen und wie Donner rollen und grollen, furchtbare, markerschütternde Töne. Das moderne französische Schauspiel beherrscht Frau Wolter als Meisterin; sie ist es, die durch ihre verführerische Darstellung noch mitten in der sittlichen Fäulnis an unheimliche Liebe glauben lehrt.“ Man mußte



Charlotte Wolter †.

ihr Spiel bewundern, selbst wenn man es nicht billigte; sie zwang, sie bewältigte den Zuschauer durch ihre glänzende Darstellung; so mancher Figur schloß sie erst Leben, Blut und Leidenschaft ein und steigerte die bloß gedachte Gestalt zur persönlichen Geltung. Ihr Verlust für die deutsche Bühne ist fast unersehlich. — Charlotte Wolter war seit 1874 mit dem kunstsinnigen Grafen Karl O'Sullivan de Gras vermählt, der im Jahre 1888 gestorben ist.

Bücherschau.

Zur neuesten, 14. Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon, das seit kurzem in 16 Bänden vollständig vorliegt, ist soeben ein (17.) Supplementband erschienen, der in musterghliger Darstellung alles enthält, was auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst, der Politik, Technik und Geographie während der jüngsten Zeit geschieden ist. So bringt er im Artikel Deutschland schon die vollständige Volkszählung aller Ortschaften des Deutschen Reiches von 1895, ferner interessante genealogische Tabellen der Hohenzollern, Habsburger u. s. w. Der neue Band enthält über 1000 zweispaltige Seiten Text und 59 bunte und einfarbige Tafeln und Karten, darunter 8 Chromos in ebenso künstlerischer wie kostbarer Ausführung. Die Karten der Ansteckungskrankheiten, des Welthandels, der Währungsverhältnisse der ganzen Welt, die kinematographischen Abbildungen und die Diphtherie-Heilserum-Illustrationen dürften jetzt ganz besonders interessieren. Zuverlässigkeit und Uebersichtlichkeit, die von jeder Vorzüge des Brockhaus'schen Konversations-Lexikons waren, zeichnen auch den neuen Ergänzungsband vortrefflich aus.

„Hoch oben.“ „Ohne Führer.“ „Katastrophen.“ Romellen von Juliane Dery. Stuttgart, A. Bonz u. Co. — Die drei Romellenbände sind in je einem Abstand von vier Jahren erschienen. Ist der erste zwar noch nicht frei von veralteten Kompositionsmängeln, so verrät er doch ein kräftiges Talent, das energisches Wollen mit verheißendem Können eint. Noch deutlicher zeigen dies die beiden folgenden Bände. Ein frischer, jugendlicher Geist weht durch die flotten, lebenswahren Schilderungen. Manche der kleinen, indiscreten Geschichten bildet ein schätzenswertes document human der Wiener Gesellschaft, in der die Verfasserin ersichtlich fleißige Studien gemacht hat. Der lose Schalk, der mitunter, wie in der Skizze „Rußland in Paris“, aufblüht, verleiht sich mehrmals in den drei Bänden zu geistvollen Betrachtungen und erbauenden Weisheitsprüchen, die man ja von Frauen, denen das Reflektieren angeboren, mit besonderer Vorliebe hört.

„Kinder der Eifel.“ Von Klara Diebig. Berlin, F. Fontane u. Co. 3,50 M. — Hart und herbe, gleich der Heimaterde, ist der Charakter der Eifelbewohner. Ein knorriger Menschenstamm, dem die karge Natur den berühmten rheinischen Frohsinn mit einer ernsten Grundstimmung gemischt hat. Die Verfasserin hat einige dieser interessanten Gestalten getreu nach dem Leben gezeichnet. Der Schäfer Kothhaas vom Weinsfelder Moor mit seinem starren Rechtsinn; die Bäuerin Katrein, deren Jugendliebhaber ein geistlicher Herr geworden; Barbe, die Wadl des Pfälzelbauern, mit dem erschütternden Fanatismus ihrer Mutterliebe — sie alle hinterlassen einen tiefen Eindruck. Ein düsterer Grundton durchzieht die Sammlung, die die Ethnographie eines eigenartigen Gebirgsvolkes glücklich bereichert.

Zeichenutensilien.

Nachdruck verboten.

Je mehr wir zeichnen, desto mehr werden wir uns die Arbeit durch mechanische Hilfsmittel, wo es irgend angeht, zu erleichtern suchen. Das einfachste Hilfsmittel ist das gerade Lineal oder die mit Duerbalken versehene Schiene, die im allgemeinen genügend gebraucht werden. Ein weiteres Hilfsmittel ist der rechte Winkel, in Gestalt eines Dreiecks, das schon seltener beim Dilettanten vorhanden ist. Noch seltener ist das Schwinglineal für gebogene Linien, obgleich es zum Zeichnen oft unbedingt erforderlich ist. Im Anschluß an die gebogene Linie sei noch der Zirkel und das mit ihm in engster Verbindung stehende Reißzeug erwähnt. Diese Zeichenutensilien wollen wir heute einmal besprechen, da bei ihrem Gebrauch so häufig gefehlt wird.

Ein billiges, schlechtes Reißzeug ist weggeworfenes Geld. Beim Ankauf werden wir gewöhnlich 8 bis 10 Mark anlegen müssen. Eine Ausnahme bilden die sehr brauchbaren Reißzeuge mit Stahlschneiden.

Zum Gebrauch gehören zwei Zirkel, der erste mit festen, der zweite mit einem losen Schenkel zum Einschrauben von Blei- und Ziehfeder-Einlagen; ferner eine große Ziehfeder und ein Zirkelschlüssel. Beim Arbeiten mit dem Zirkel kommt es in erster Linie darauf an, die Zirkelspitzen zu schonen; je schärfer die den Mittelpunkt des Kreises haltende Spitze ist, desto exakter wird der Kreis. Man drücke sie deshalb nicht unnötig tief in das Papier oder Holz ein. Für runde Schalen oder Blechteller, auch Metallteller benutzen wir ein Stück Gelatinepapier, das ungefähr in der Mitte dieser Gegenstände aufgeklebt wird und das einen elastischen Untergrund für die Spitze des Zirkels giebt. Beim Kreisziehen halten wir den Zirkel

nur mit dem Daumen und Zeigefinger am obersten Scharnier, dem sogenannten Zirkelskopf, fest und lassen die zeichnende Spitze etwas schräg nachschleifen (Fig. 1).

Von Wichtigkeit ist auch das Füllen der Ziehfeder. In der Regel wird dies Instrument ganz einfach in Tinte, Tusche oder Farbe getaucht und dann damit gearbeitet. Durch dieses Eintauchen werden die Außenflächen der Stahlplatten aber mit Tusche bedeckt, letztere kann beim Linienziehen nicht abfließen und verursacht, da die Flüssigkeit nach unten drängt, Flecke. Die Ziehfeder kann nur dann sauber arbeiten, wenn die Tusche mit Pinsel, Feder oder sonst einem Gegenstande so in die Ziehfeder eingetragen wird, daß sie seitlich einfließt, ohne die Außenflächen zu färben. Fig. 2 soll das Füllen veranschaulichen. — Zur Erhaltung der Ziehfeder ist ein Auswischen derselben nach dem Arbeiten dringend notwendig. Für kleine Kreise ist der sogenannte Nullzirkel sehr brauchbar, wenn er auch nicht gerade unumgänglich notwendig ist.

Es kommt häufig vor, daß Schalen, Teller, überhaupt kreisrunde Flächen be-

arbeitet werden sollen, in denen noch kein sichtbarer Mittelpunkt vorhanden ist. In solchen Fällen machen wir uns am besten selbst ein Hilfsmittel, um den Mittelpunkt schnell festzustellen. Zwei etwa 30 cm lange und 2 cm im Quadrat haltende Hölzer, ähnlich wie sie die Kinder im Bankasten haben, nageln wir rechtwinklig zusammen, schneiden dann einen glatten Streifen Lederpappe und nageln auch diese auf, und zwar so, daß sie den rechten Winkel teilt. Wir erhalten dann eine Form, wie sie Fig. 3 zeigt. Wollen wir nun den Mittelpunkt einer Schale oder dergl. suchen, so legen wir nur die Hölzer an den Rand der Schale und ziehen mit einem Bleistift an Kante a b entlang eine Linie (Fig. 4). Drehen wir jetzt die Schale und ziehen noch eine zweite Linie nach einer andern Richtung, aber auch so, daß beide Hölzer am Schalenrand anliegen, so bekommen wir einen Schnittpunkt der beiden Linien (Fig. 5), der genau den Mittelpunkt der Schale bildet.

Ein andres wertvolles Instrument ist der Teilungsmaßstab. Gerade dies Hilfsmittel ist von größtem Nutzen für das schnelle Arbeiten beim Einteilen. Beim Kernschnitt, beim Entwerfen, beim Einteilen gerader Linien in bestimmte Teile, leistet uns dieser Maßstab die besten Dienste, er giebt uns sofort die gewünschte Maße so, daß wir sie nur noch mit dem Bleistift nachzuziehen brauchen. — Fig. 6 zeigt diesen Maßstab geschlossen.

Der Erfinder hat den Maßstab in zwei Größen, den einen mit 10, den andern mit 20 Spitzen angefertigt. Der letztere ist vorzuziehen, da man mit ihm noch bedeutend schneller arbeitet. Die Spitzen sind mit Nummern von 1 bis 20 versehen.

Wollen wir eine gegebene Linie in irgend einer Weise teilen, z. B. in 17 Teile (Fig. 7), so ziehen wir den Maßstab so aus, daß 0 den Anfang und Nr. 17 das Ende der Linie absteht. Zur größeren Bequemlichkeit beim Zeichnen ist noch ein sogenannter Nonius, ein verschiebbarer Längemesser, vorhanden, der auch die Größe der Strecke angiebt.

Der Teilungsmaßstab ist in jedem größeren Zeichenutensiliengeschäft zu haben. Ueber Vergrößerungen, Verkleinerungen, Pausen u. s. w. hat der „Bazar“ schon in früheren Nummern (z. B. 17 u. 22 des Jahrg. 1891) die nötigen Anleitungen gebracht. O. H.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor V. Ulstein) in Berlin SW., Charlottenstr. 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.



Fig. 1.

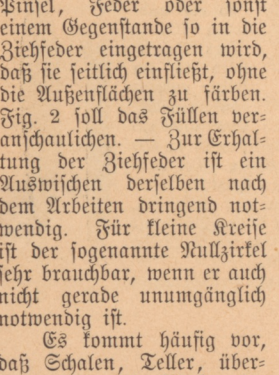


Fig. 2.

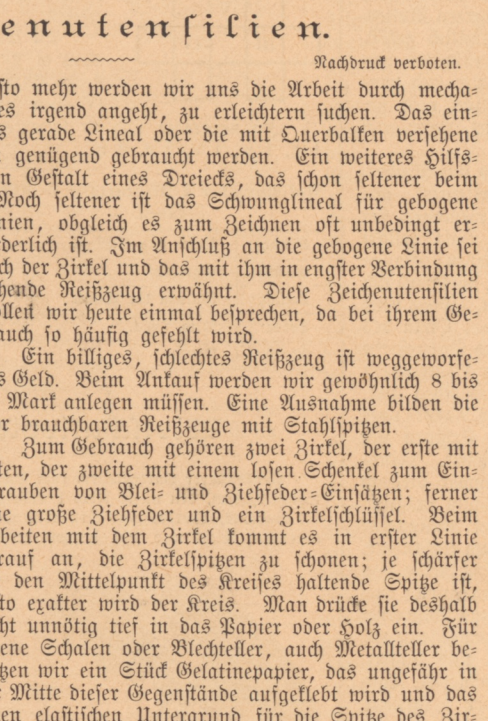


Fig. 3.

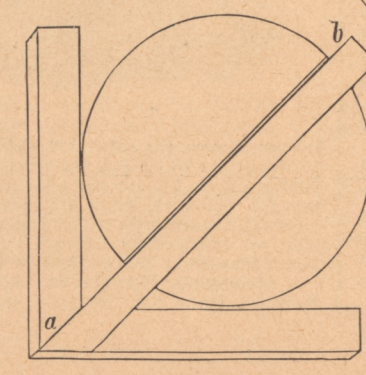


Fig. 4.

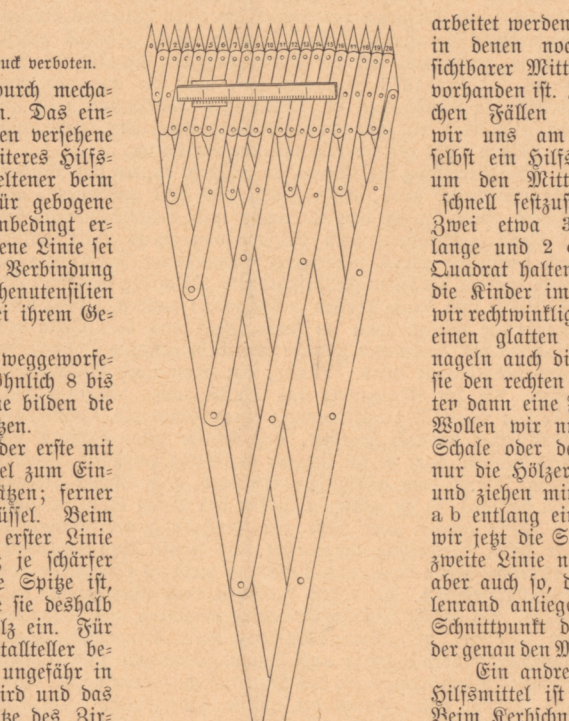


Fig. 5.

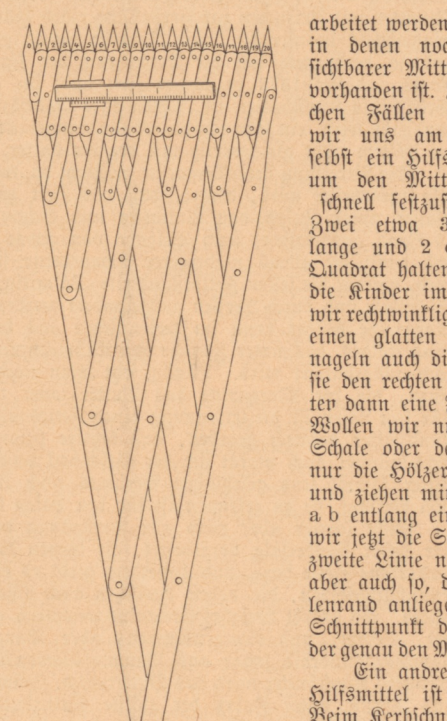


Fig. 6.

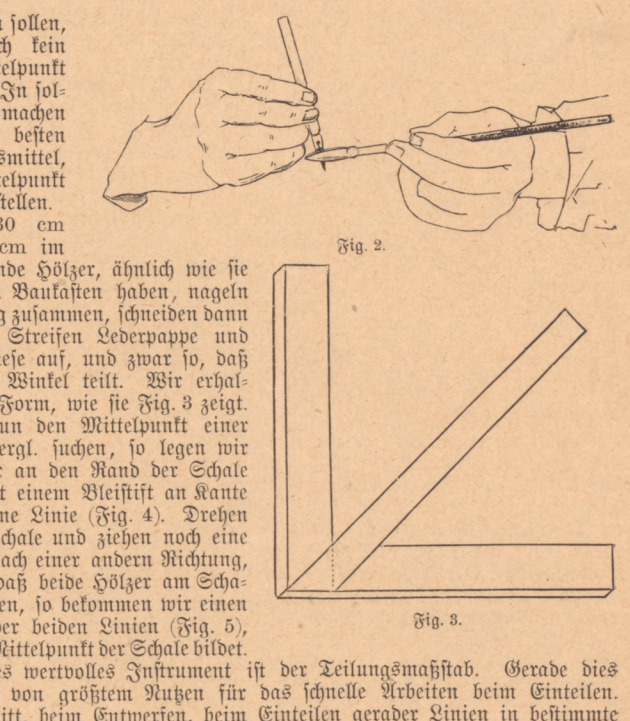


Fig. 7.

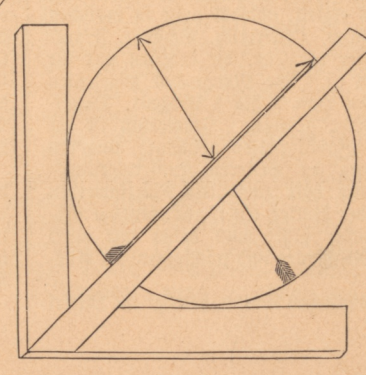


Fig. 8.